

Guidorizzi

Ich, Agamemnon, König der Achäer



Giulio Guidorizzi

**ICH,  
AGAMEMNON,  
KÖNIG DER ACHÄER**

**Homers Helden erzählen**

Aus dem Italienischen von Achim Wurm

Reclam



## Prolog



Von ihm blieb nur ein Gesicht, gebannt in eine goldene Maske – wenn es denn tatsächlich die Totenmaske des Agamemnon ist, die den Besucher des Archäologischen Museums in Athen so unnahbar anblickt. Das Gesicht eines Mannes mit feiner Nase, schmal geschlossenem Mund, den eine Spur von Herablassung umspielt. Ein Gesicht, das vom Stolz und vom Machtbewusstsein eines Königs erzählt.

Als Schliemann die Goldmaske fand, in einem der Königsgräber im Gräberring von Mykene, gebreitet über den Schädel eines Mannes, der dort vor über dreitausend Jahren bestattet worden war, gab es für ihn keinen Zweifel: Es konnte niemand anderes sein als Er, jener König, den Homer den »Hirten der Völker« nennt oder den »Beherrscher der Männer«. Niemand, so der Dichter der *Ilias*, ist mächtig, nur Agamemnon: *kreíon Agamémnon* – schon der Klang seines Namens beeindruckt.

»Heute habe ich Agamemnon ins Antlitz geblickt«, soll Schliemann an den griechischen König telegraphiert haben. Selbst der Abstand der Zeit und des Todes, eingegraben in kaltes Metall, haben aus dem Gesicht dieses Mannes nicht die Schatten

der Macht tilgen können, die auf seiner Stirn und auf seinen Augen liegen.

Wir kennen seinen Namen, weil es die Verse des Dichters gibt, der ihn besang. Das Wort ist das Einzige, das die Zeit überdauert, alle anderen Dinge vergehen. Nur jene Worte allerdings, die erinnert werden, weil die Muse sie Männern diktiert hat, die man Aoiden nennt. Diese wiederum lehren sie ihre Schüler, damit die Taten der Vergangenheit nicht verloren gehen. Worte, die Brücken über die Zeit schlagen, denn sie enthüllen die verborgenen Bande zwischen den Dingen. *Rhododáktylos éos*: Finger in der Farbe der Rosen scheint die Morgendämmerung zu besitzen, wenn sie mit ihren ersten Strahlen den Himmel streift. *Oínopa pónton*: Das Meer bietet den Anblick von Wein, und wie Wein schäumt es unaufhörlich und führt ein geheimnisvoll aufgewühltes Leben.

An den Ufern und auf den Inseln dieses Meeres, des Ägäischen Meeres, nahm vor ungefähr 3500 Jahren seinen Anfang, was wir heute als abendländische Zivilisation bezeichnen. Die Morgenröte dieser Welt ging auf über einem Volk, dessen Angehörige sich selbst *acháioi*, Achäer, nannten und die wir als Griechen zu bezeichnen gewohnt sind. Was wir von diesem Volk wissen, erfahren wir vor allem aus den Versen eines Dichters, der die Taten von Männern besingt, die er *héroi*, Helden, Heroen, nennt. Im Mittelpunkt des Geschehens eine Handvoll Männer: Achill, Hektor, Odysseus und einige andere. Eine einzige Stadt gilt es zu erobern, scheinbar uneinnehmbar, zehn Jahre lang trotz sie jedem Ansturm, beschützt von den tapferen Söhnen eines greisen Königs. Und von einem wundertätigen Götterbild, dem Palladium, das geraubt werden muss, ehe die Stadt fallen kann, ehe Troja erobert wird. Und das alles um einer Frau willen, die ihren Mann verlassen hat, um ihrem Schicksal zu folgen.

Aber wer waren diese Heroen? Viele verloren ihr Leben in der Ebene vor Troja, Hunde und Geier zerrissen ihre Leiber. Den-

noch sind sie seit jener Zeit aus der Erinnerung unserer Zivilisation nicht verschwunden. Befehligt wurden sie von einem Mann, der über eine von zyklopenhafte Mauern umgebene Stadt herrschte, Mykene, ein Adlerhorst in den Bergen, ein Ort, wo grausame Dinge geschahen. Niemand erschien vor Troja mit so vielen Schiffen wie er, mit so vielen Männern und so vielen Streitwagen. Hundert Schiffe, darauf die stärksten Krieger, ausgewählt aus den Bewohnern der Städte, die er beherrschte. Agamemnon führte sie selbst in den Kampf, eingehüllt in eine bronzene Rüstung, gleißend im Licht der Sonne.





## Mÿthos – Wie alles begann



Die Sänger erinnern an das, was geschehen ist. Schönes und Schreckliches. Die Sänger erinnern an König Agamemnon und an das Heer seines Volkes, der Achäer. Bei den Ägyptern heißen sie *Aquaiwasa*, bei den Hethitern *Ahiawa*; sie erwähnen sie in ihren Chroniken, weil sie der Schärfe ihrer bronzenen Klingen begegnet sind und der Schönheit ihrer Künste. Die Achäer erobern Städte, landen mit ihren Schiffen an allen Küsten. Manchmal werden sie gerufen, um für andere zu kämpfen, und als Sold erhalten sie große Mengen Gold. Ihre Sprache ist beweglicher als alle anderen, wenn es darum geht, Gedanken und Dingen einen Namen zu geben.

Und doch wussten die Vorfahren der Achäer noch nichts vom »weinfarbenen Meer«. Möglicherweise lebten sie auf weiten Steppen, wo Pferde trabten und Viehherden weideten; in den Lagern aus Zelten und Pferchen eines Nomadenvolkes; wo es hieß, nachts wach zu bleiben, sich abzuwechseln, um die Herden vor wilden Tieren und die Frauen und Kinder vor Rubern

zu beschützen; wo man im Morgengrauen das erwachende Licht begrüßte. Die Vorfahren der Achäer waren auf jede Gefahr vorbereitet. Als sie ans Mittelmeer kamen, unterwarfen sie Städte, die lange Zeit von anderen Menschen bewohnt worden waren: schlank und dunkelhäutig, Menschen, die wussten, wie man Schiffe baute und hohe Paläste. Dorthin brachten sie ihre Götter mit und eine Stammesreligion, aufgebaut wie eine patriarchalische Familie: Zeus ist Vater, vor allem aber ein großer Erzeuger. Zeichen seiner Macht sind Donner und Blitz, in ihnen begleitet er sein Volk seit der Zeit, als es in der unendlichen Weite der Steppe lebte. Der Himmel und seine Erscheinungen entfalten sich dort mit ungehemmter Gewalt. Während der Mensch oft nicht mehr zu sein scheint als ein Zweig in der Gewalt der Winde. Auf ihrem Weg zum Mittelmeer begegneten den Vorfahren der Achäer andere Gottheiten. Vor allem eine Göttin, die bei den Menschen des Südens unter vielerlei Namen bekannt war: Hera, die göttliche Braut. Oder Gaia oder Rhea oder Demeter, die fruchtbare Erde – verschiedene Gesichter derselben weiblichen Kraft –, dunkel, allgegenwärtig und fähig, immer von Neuem Leben hervorzubringen, Bäume, Tiere, Menschen, Ernten. Sie begegneten ihr auch auf den von Sonne und Wind ausgedörrten Halbinseln, auf die sie sodann gelangten; dort wurde sie in Gestalt einer nackten Frau mit schwellendem fruchtbarem Leib und breiten Hüften dargestellt; man nannte sie *pótnia*, »Herrin«. Alte und neue Götter mischten ihre Namen, aber ihr Wesen blieb, was es war. Die Vorfahren der Achäer erlegten den Besiegten manch einen ihrer alten Bräuche auf, doch auch diese lehrten die Eroberer vieles, was jene nicht kannten. Allem voran geschriebene Worte. Wie jenes Wort, mit dem eine Naturkraft bezeichnet wurde, ein Element, das die Achäer noch nie gesehen hatten: schaumbedecktes wogendes Wasser, durchpflügt vom Bug der Schiffe – *thálassa*, das offene Meer.

Von da an stapelten sich Schriftstücke in den königlichen Archiven der Achäer, eingeritzt auf Tontafeln, fein säuberlich geordnet. Die Schreiber verzeichneten darauf alles Erdenkliche, in einem Zeichensystem, das sie in jenen sonnenbeschiedenen Gegenden, in die sie kamen, vorgefunden und auf ihre Sprache übertragen hatten. *Wanaka*: Herr; *Atana*: Athena; *iereja*: Priesterin; *Diwonosos*: Dionysos – Zeichen, die zu Lauten werden. Laute, die sich zu Wörtern formen. Zu allen Wörtern, die es eben braucht.

Eine prächtige Erfindung, um all das überblicken zu können, was ein König besaß: Wie viele Amphoren Wein und Öl, wie viele Maß Getreide füllten die Lagerhäuser? Wie viele Streitwagen musste jeder Bezirk stellen, wie viele Pferde und Rüstungen? Eine Erfindung, mit deren Hilfe Priester Listen von Opfergaben für ihren Tempel und für die einzelnen Gottheiten aufstellen konnten: Honig, Gerste und Wein für die Herrin des Labyrinths, die auf Kreta verehrt wird, die »überaus Reine«, Ariadne: *ariagne*; Gaben für *Atana*, die Herrin des Krieges, und für Zeus, den Vater der Götter.

Die Achäer vertrauen der Schrift nur greifbare Dinge an. Nicht jedoch ihr wichtigstes Gut, das Gedächtnis des eigenen Volkes. Die Schrift nämlich sperrt die Erinnerung in ein Gefängnis ein. Die Achäer dagegen lauschen lieber ihren Aoiden. Diese Dichtersänger sind Fachleute der Erinnerung. Sie können nicht lesen und haben nie eine Schreibfeder in Händen gehalten. Anders als für die Schreiber der Ägypter, die Wissen bewahren, indem sie es in Papyrusrollen verschließen, ist das einzige Werkzeug der Aoiden ihre eigene Stimme. Als könnten die Worte fliegen: *épea pteróenta*, »geflügelte Worte«. Die Macht des Sängers ist stärker als die des Schreibers. Der muss festhalten, was schon gedacht wurde; der Sänger aber ist frei, er kann berichten, was in fernen Zeiten geschah, die Geschichten der Vorfahren, all das, »was gewesen ist, was ist, und was sein wird«, wie die Aoiden sagen. Jede nur mögliche Zeit steht in der Macht

ihrer Worte. Und so erzählen die Sänger die »Ruhmestaten der Männer«, *klea andron*, damit man sie auch später noch kenne.

Wenn der Tod seine Ernte eingebracht hat und die Körper zerfallen, kann allein die Erinnerung an das, was einmal war, die Zeit überdauern. Sobald ein Herrscher stirbt und seine Züge im ewigen Schlaf des Todes erstarren, formt ein Goldschmied ihm eine Totenmaske ab. Am Tag der Bestattung werden zahllose Opfer dargebracht, und Klageweiber erheben ihr Jammern. Manchmal schneiden die Frauen des Königs sich selbst die Kehle durch, um ihrem Gatten in den Tod zu folgen. Die Taten des Helden aber werden besungen, den Kindern und Kindeskindern zum Ruhm.

Wer ein Schiff betrachtet, sieht nicht den sandigen Grund, in den der Anker sich senkt, aber er weiß, dass er da ist. Wer in die Vergangenheit blickt, erinnert sich nicht aller Vorfahren, aber er weiß, dass jeder von ihnen ein Glied in der Kette bildet, die das Schiff an den Anker bindet. Das ist es, was die Aoiden mit ihren Gesängen tun, sie allein machen es möglich, an der Kette hinabzusteigen und den Anker im Meeresgrund zu erahnen: die Stelle, wo die Zeit der Menschen beginnt.

Ein so großes Vertrauen in die Erinnerung ist für ein so junges Volk wie die Achäer – die Vergangenheit und Gegenwart noch kaum unterscheiden, weil beides aus demselben Stoff gemacht ist – erstaunlich. Gerade aber weil es ein junges Volk ist, kann es dieses Zutrauen überhaupt hegen. Eine Zivilisation, die dem Untergang zugeht, besitzt dieses Vertrauen nicht mehr, sie fühlt sich von der Erinnerung erdrückt und bedroht, will sie um jeden Preis auslöschen. Plutarch, obschon er sich als Hohepriester einer glorreichen Vergangenheit fühlt, schreibt etwa: »Nichts von dem, was gewesen ist, bleibt, nichts davon lebt weiter. Alles, was entsteht, vergeht schon im selben Augenblick: unser Handeln, unsere Worte, unsere Empfindungen – alles reißt die Zeit mit sich fort wie ein rauschender Fluss.« Erinnerung ist für ihn das Hören auf Verstummes, das Sehen von Blindgeworde-

nem. Nur wer ein tiefes Misstrauen gegen die Zukunft hegt, kann so reden. Die Aoiden, die Sänger aber, sind Augen und Ohren eines Volkes, das die Erinnerung zum Fundament seiner Identität gemacht hat und weiß: Sein bedeutet Erinnern.

Deshalb hören die Sänger nicht auf, von den Geschichten der Helden aus alter Zeit zu erzählen. Und die Menschen nähren sich von ihren Geschichten, den Geschichten von Herakles, von Theseus, von Jason. Jeder erzählt sie auf seine Weise und gibt sie weiter an seine Schüler. Die Namen derer, die diese Geschichten erzählen, sind nicht von Bedeutung, denn die Geschichten gehören nicht einem allein, sondern allen. Sie kommen von weit her und begleiten ein Volk auf seinem Weg von Anbeginn an. In der Sprache der Achäer nennt man diese Geschichten *mûthoi*, Mythen. Niemand hat sie erfunden, denn es gibt sie seit ältester Zeit. Als aus den Achäern im Lauf der Jahrhunderte die Griechen werden, hören sie nicht auf, sich an diese Geschichten zu erinnern und sie zu erzählen, und bis heute erzählen auch wir diese Geschichten.

Die Aoiden treten auf Festen vor der Volksmenge auf, halten Sängerwettstreite ab. Die adligen Achäer nehmen sie an ihren Höfen auf, damit sie die Gäste mit ihren Geschichten unterhalten und den Ruhm des Hauses besingen. Manche von ihnen sind blind oder anders versehrt. Die Gaben der Götter sind nicht leicht zu ertragen, und ein versehrter Körper kann durchaus mit einem Herzen zusammengehen, das schöne Worte zu finden weiß. Die Götter schenken den Sängern Gutes und Böses, sie nehmen ihnen die Stärke des Körpers, doch geben sie ihnen die Kraft der Erinnerung und des Gesangs. Blind sind oft auch die Seher, das ist leicht zu begreifen, denn Sänger und Propheten blicken anders auf die Dinge der Welt, sie müssen nicht Lanze und Schwert ausweichen. Sie richten ihre Augen anderswohin, während das hiesige Auge erloschen ist.

Die Sänger wissen den Ursprung der Herrschergeschlechter, die Herkunft der Menschen und Götter, und sie erzählen

von ihnen, auf dass ein jeder seine Vorfahren kenne und stolz auf sie sei und ihre Taten im Gedächtnis des Volkes bewahrt werden.

Auch über die Ursprünge von Agamemnons Sippe kursiert eine alte Geschichte, grausam, voller Blut und Gewalt, die Geschichte eines Geschlechts, bestimmt zu neuem Blut und immer neuer Gewalt.

Der Vater von Agamemnons Vater hieß Pelops. Er kam aus einem fernen Land, um eine grausame Frau zu heiraten, die Tochter eines grausamen Vaters.

König Oinomaos von Pisa nämlich – der Stadt, die später einmal Olympia heißen sollte – hatte eine Tochter, ein Mädchen mit dunklen Augen und leichtem Schritt und wunderschön: Hippodameia war ihr Name. Der König wollte sie niemandem zur Frau geben. Dafür verzichtete er auf viele Pferde und viel Gold: den Brautpreis, den ein junger Mann zahlen würde, um die Tochter eines Königs zur Frau zu bekommen. Vielleicht wollte er nicht, dass sein Blut sich mit dem eines Fremden vermischte; manche sagen sogar, er habe das Mädchen selbst begehrt. Oinomaos war ein Mann, der niemals lachte und wenig sprach, als ob eine dunkle Grotte in seinem Innern liege, aus der undurchsichtige, schwer zu ergründende Gedanken drangen. Viel Seltsames wird über die Alten erzählt. Auch von Pelops, der Hippodameia schließlich zur Frau nahm, erzählte man sich Unglaubliches. Es hieß, sein eigener Vater Tantalos, ein König aus alter Zeit, mehr wildes Tier als Mensch, hätte Pelops, als dieser noch ein Kind war, erschlagen und dann in Stücke gehackt und in einem Kessel gekocht. Oft vermischen die Mythen Wahres mit Erfundenem.

In jenen längst vergangenen Tagen durften einige Auserwählte mit den Göttern zu Tisch sitzen. Jeder aß die ihm eigene Speise, die Götter den Nektar, der für ihren unsterblichen Körper gemacht ist, und Fleisch die Menschen. Tantalos heckte eine

Freveltat aus, um die Olympier auf die Probe zu stellen, und schob ihnen heimlich Menschenfleisch unter, die Speise wilder Tiere. Er wollte die Macht der Götter demütigen. Doch sein Frevel wurde entdeckt und man steckte ihn in den Tartaros, wo er zur Strafe ewigen Durst und ewigen Hunger leidet.

Die Götter rührten das Menschenfleisch nicht an, dessen Genuss sie zu unreinen Wesen gemacht hätte – außer Demeter, die versunken war in die Trauer um Persephone, ihre Tochter, die der Gott der Toten entführt hatte. Ohne darauf zu achten, biss sie in ein Schulterstück, spuckte das Fleisch aber gleich wieder aus. Als die Olympier dann beschlossen, den Körper des Knaben neu zusammzusetzen und ihn wieder zum Leben zu erwecken, ersetzten sie das Schulterblatt durch eines aus Elfenbein, so berichtet es der Mythos. Der wundersame Knochen wurde in Agamemnons Familie aufbewahrt als Zeichen der Gunst, welche die Götter einem ihrer Vorfahren zuteilwerden ließen. Er wurde zum Symbol ihrer Königsherrschaft: Dieses Geschlecht war auserwählt worden; doch auch von Tantalos' schrecklichem Wesen blieb etwas erhalten im Blut seiner Nachkommen.

Tantalos war ein grausamer Vater. Noch grausamer aber war Oinomaos. Wer als Freier seiner Tochter an seine Tür klopfte, den forderte er zu einem Wagenrennen heraus. Die jungen Männer mussten ihre Pferde antreiben und so schnell fahren, wie sie konnten. Unterdessen schlachtete Oinomaos auf einem Altar einen Widder für Ares, den Gott des Gemetzels, seinen Vater. Dann stieg er in aller Ruhe auf seinen Wagen und ergriff die Lanze, die sein Wagenlenker Myrtilos ihm reichte. Die Lanze war schwer und aus Bronze, mit einer scharfen Spitze, und nie verfehlte sie ihr Ziel. Sein Vater Ares hatte sie ihm geschenkt, zusammen mit zwei ungestümen Rössern, die leicht und kraftvoll dahinpreschten, Seite an Seite und schnell wie der Wind und immer noch schneller – ein Anblick, der das Herz jedes Mannes höherschlagen lässt, der schöne Dinge liebt.

Falls der Freier das Ziel lebend erreichte, sollte Hippodameia